Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 95 (1969)
Heft: 52

Artikel: ...und den Menschen ein Wohlgefallen
Autor: Christen, Hanns U. / Barth, Wolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-509339

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

...und den Menschen ein Wohlgefallen

Von Hanns U. Christen

Es geschah kurz vor Weihnachten, daß es spät am Abend an Sankt Peters Pförtnerloge klopfte. Nicht von außen, wo die Seelen ankamen, sondern innen, wo eine kleine Tür ins Paradies führte, die nur Ortskundige kannten. St. Peter rief «Herein!» – unwirsch, denn er war gerade dabei, die Ankünfte des Tages zu addieren, und Zählen war nicht seine Stärke. Obschon es nicht viele waren. Die Tür ging auf, und herein trat das Christkind. «Du bist es, Herr!» rief St. Peter und sprang auf. Das Christkind gab ihm die Hand und setzte sich auf ein Lammfell vors Kamin. «Komm zu mir», sagte das Christkind, «wir wollen etwas besprechen.» St. Peter setzte sich mühsam aufs Fell, denn er war auch nicht mehr der Jüngste.

«Es ist bald Weihnachten», sagte das Christkind. St. Peter nickte. Noch zwei Tage fehlten. «Ich möchte gern an Weihnachten hinab auf Erden», sagte das Christkind, «aber niemand darf mich kennen.» «Was willst du dort, Herr?» fragte St. Peter. Das Christkind sah ihn an und sagte: «Ich möchte gerne einmal sehen, wie die Menschen Weihnachten feiern. Es sind jetzt 1969 Jahre her seit damals ...» St. Peter nickte, aber nicht gerade erfreut. Langsam und eindringlich sagte er: «Willst Du wirklich, Herr?» «Ja, ich will», sagte das Christkind. Und dann berieten sie, was zu machen sei.

*

«Verdammte Schweinerei», murmelte Frau Verena vor sich hin. Es war Heiliger Abend, vier Uhr nachmittags, und gerade hatte sie das allerletzte Blech mit den allerletzten Weihnachtsgutzi aus dem Ofen gezogen. Sie waren alle halb verbrannt, denn Frau Verena hatte vergessen, auf die Uhr zu sehen. Vielmehr: sie hatte noch in aller Hast ein Weihnachtsgeschenk kaufen müssen. Diese unmögliche Tante in Burgdorf hatte nämlich noch ein Expreßpaket geschickt, und da mußte man ihr doch auch noch etwas auf Weihnachten schenken, nicht wahr? Etwas Rechtes gab es natürlich nicht mehr am Heiligen Abend kurz vor vier Uhr, aber für die unmögliche Tante in Burgdorf tat's das schon noch. Zu erben gab es bei ihr sowieso nichts. Und währenddessen waren natürlich die letzten Gutzi angebrannt, weil Frau Verena nicht rechtzeitig nach Hause kam. «Verdammte Schweinerei», sagte sie drum nochmals, diesmal etwas lauter.

Die Küchentür ging auf, und Herr Arthur steckte seinen Kopf herein. «Hast Du etwas gesagt?» fragte er seine Frau. «Nichts Besonderes», sagte sie. Herr Arthur schnüffelte und sah die verbrannten Gutzi. «Pfui, sind die wüst!» sagte er. «Macht nichts», sagte Frau Verena, «die sind sowieso nicht für uns. Die bekommen die vier Fremdarbeiter in der Mansarde. Dafür können sie uns dann den Wagen waschen, bevor wir nach Davos fahren.» Herr Arthur nickte und sagte: «Das ist eine gute Idee. Dann haben die sicher auch schöne Weihnachten!» Er verschwand ins Wohnzimmer und schaltete die Hifi-Anlage ein.

In diesem Augenblick klingelte es. «Was ist denn jetzt wieder los?» rief Frau Verena und ging aufmachen, wobei sie sich die Hände an der Küchenschürze abwischte. Vor der Tür stand ein Kind und hielt ihr eine Christrose hin. «Ich möchte Dir etwas schenken!» sagte das Kind. Frau Verena schaute das Kind von oben bis unten an. Es sah aus wie alle anderen Kinder auch. Frau Verena kannte es nicht. «Von wem kommst Du?» fragte Frau Verena. «Von mir», sagte das Kind. Frau Verena sagte betont: «Kannst Du nicht richtig antworten? Ich möchte wissen, von wem Du kommst!» Das Kind sagte: «Von mir.» Frau Verena war sprachlos. «Was soll der Unsinn?» sagte sie. «Ich will Dir eine Blume schenken», sagte das Kind. Frau Verena sagte: «Einen prima Moment hast Du Dir da ausgesucht! Was soll ich jetzt mit Deiner Blume? Blumen kann ich mir selber genug kaufen, wenn ich will. Geh' jetzt wieder dorthin, woher Du gekommen bist, und lass' mich in Frieden!» Damit schmetterte sie die Tür zu und ging wieder in die Küche. Dort roch es nach verbrannten Gutzi. Frau Verena nahm drei davon und ging zur Wohnungstür zurück. «Schau, da hast Du etwas!» rief sie in den Hausgang. Aber das Kind war schon nicht mehr da.

*

Herr Johnny räkelte sich auf der Couch. Ein blöder Tag, dachte er. Im Radio nichts als heilige Musik, die Kinos sind geschlossen, und im Café gibt es kein Konzert, und im Club auch nicht. Alles wegen diesem Kinderfest. Weihnachten! Wer glaubt schon noch an so einen Zauber, wo doch Gott tot ist? Herr Johnny betrachtete voll Zufriedenheit seine tadellosen Fingernägel. Dann stand er auf und legte eine Platte aufs Stereogerät. «Musik zum Träumen» hieß sie. Allerlei Sentimentales, mit vielen Geigen und Vibraphon und so. Herr Johnny dachte: «Die habe ich von Huguette. Sie brachte sie mit, als sie zum erstenmal zu mir kam. Ein tolles Weib. Schade, daß sie heute nicht frei ist. Ein irrer Body. Aber ihr Mann beruht darauf, gewisse Formen zu wahren. Der Idiot. Was tu' ich mit dem angebrochenen Abend?»

Herr Johnny nahm ein schwarzes Notizbuch aus der Schublade und blätterte darin. Ingeborg? dachte Herr Johnny. Die macht heute in Familie. Ursula? Ist in den Skiferien. Wer weiß, wen sie dort wieder hat. Corina? Die hat mir verboten, ihr zu telephonieren, solange sie diesen Mann aus der Chemischen am Bändel hat. Vizedirektor. Sie will sich die Chancen nicht verderben lassen. Odette? Geht über Weihnachten heim, hat sie gesagt. Vielleicht ist sie noch da? Herr Johnny stellte die Nummer ein. Sechsmal ließ er es läuten, dann hängte er ein. Er dachte weiter. Margrit? Mit der ist sowieso nichts los. Man könnte sich vorstellen, daß die heute herumheult, weil sie sich so verworfen vorkommt. Dabei ist sie, weiß der Himmel, nichts Rechtes. Lieber gar nicht erst probieren.

Außerdem habe ich Durst, dachte Herr Johnny. Er stand auf, holte die Whiskyflasche aus der Kochnische und schenkte sich ein Glas halb voll. Dann legte er sich wieder hin und blätterte. Suzanne – Marian – Ursula, aber die andere – Heidy. Alles nichts. Die Musik zum Träumen zog durchs Zimmer, üppig wie ein Wald von Mimosen. Das Telephon klingelte. Herr Johnny stellte das Glas hin und nahm den Hörer. «Hello!» gurrte er in die Muschel. «Ach, Du bist's, Rosmarie! Ja, ich bin zu Hause. Wo sonst? Natürlich bin ich zu Hause. Ich geh' doch nicht aus, wenn ich mir etwas so sehr wünsche. Was ich mir wünsche? Soll ich's sagen? Ich habe mir gewünscht, daß Du mir telephonierst. Seit einer Stunde habe ich nur an Dich gedacht. Natürlich nur an Dich. An wen denn sonst? Ich denke immer nur an Dich!»

Herr Johnny nahm rasch einen Schluck. Dabei hörte er gar nicht, daß es an die Tür klopfte. «Ja, ich bin selbstverständlich frei. Wohin soll ich kommen? Zu Dir? Gern. Sind viele Leute dort? Niemand? Nur Du? Ich komm' sofort. Hast Du genug zu trinken? Ich bring' eine Flasche mit. Also auf gleich!» Herr Johnny sprang auf, zog sich die mittelguten Hosen an und einen Rollkragenpulli aus weißer Seide, warf sich den eleganten Mantel um und holte eine neue Flasche aus der Kochnische. Wodka. Von der vornehmsten Sorte. Dann eilte er aus der Wohnung. Von der Falle der Tür fiel eine Christrose herab, die jemand dorthin gesteckt hatte. Herr Johnny trat mit vollem Absatz darauf und rutsche fast aus. «Können die Leute ihre Blumen nicht in der eigenen Wohnung wegwerfen?» dachte er.

*

Frau Marie-Louise saß an der festlich gedeckten Tafel und benagte gerade einen Gänseschenkel. Zu ihrer Rechten saß der junge Dichter, dessen neuestes Werk «Die Ermordung Julius Caesars, dargestellt von den Mitgliedern der Nationalversammlung unter Leitung von Herbert von Karajan» sie gerade finanziert hatte. Zu ihrer Linken saß der junge Komponist, dessen neuestes Werk – Choralvorspiele von J. S. Bach, für elektronisches Schlagzeug und elektronisch verfremdeten gemischten Chor bearbeitet – soeben auf Platten erschienen war. Marie-Louise hatte sie finanziert. Am Tisch saßen drei weitere junge Künstler, deren neueste Werke Frau Marie-Louise ebenfalls finanziert hatte. Frau Marie-Louise war eines jener kostbaren Menschenkinder, die Sinn für das Progressive in der Kunst haben. Sie ließ das die Mieter ihrer zahlreichen Renditenbauten etwas kosten. Dafür mußten die Künstler Frau Marie-Louise den Hof machen. Ihr Hof war ein oft gemachter, denn es rentierte. Ihr Mann hatte nichts dagegen, denn erstens zog er die Gesellschaft seiner Sekretärin der seiner Frau vor, und zweitens lebte er von dem Geld, das Frau Marie-Louise mitgebracht hatte.

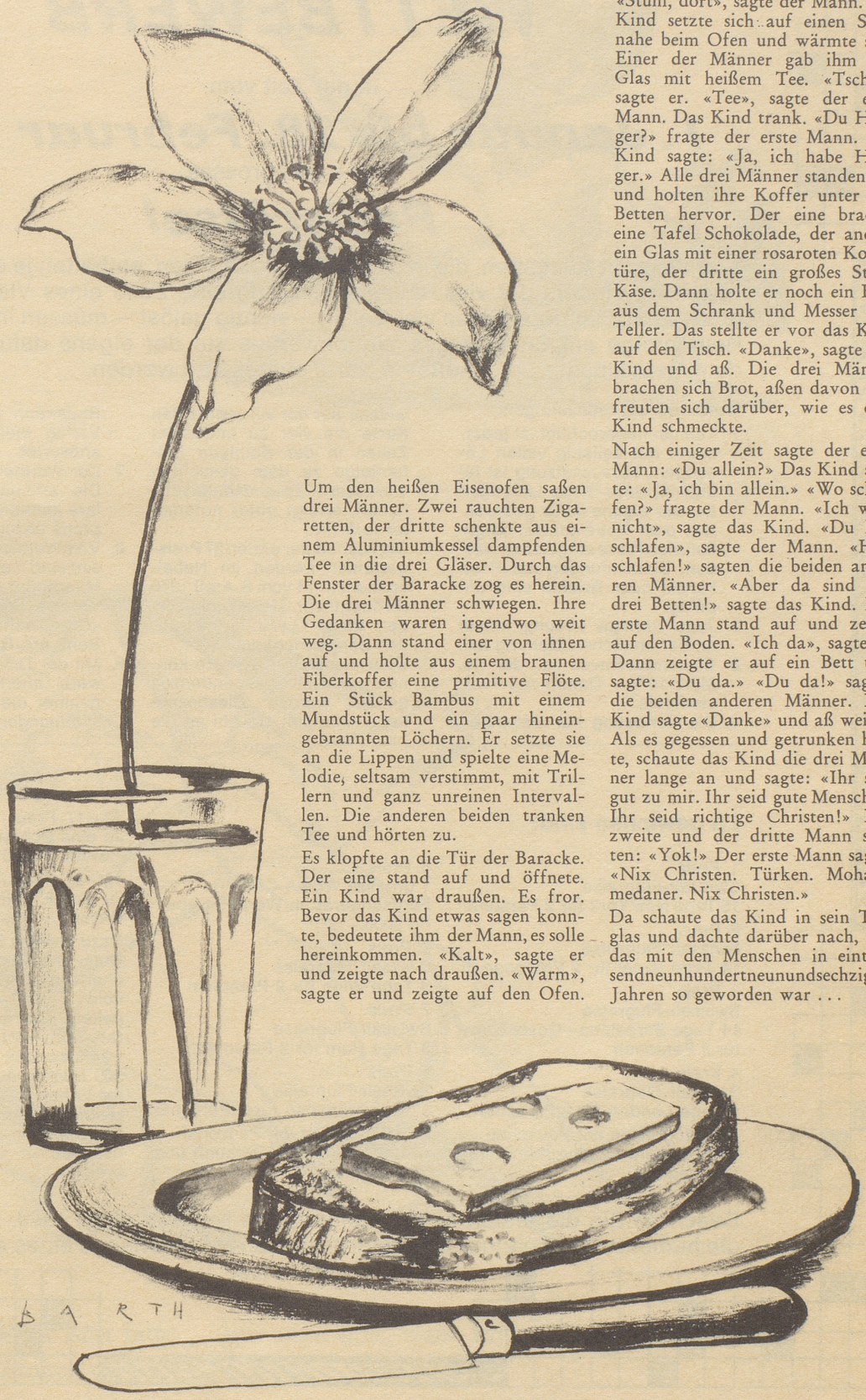
Der junge Dichter sagte gerade: «Und das progressiv Existenzielle, das wirklich einmalig Aussagekräftige im Sinne der progressiven Kunst, meine ich, besteht nach meiner Meinung nur in der völligen Revolution aller Ursachen der Diktatur des Establishments.» Alle am Tisch nickten, denn sie hatten alle nicht verstanden, was das sein sollte. Die Tür ging auf, und Elfriede kam herein. Sie ging zu Frau Marie-Louise und sagte ihr etwas ins Ohr. Leider kam Elfriede von der Alm, wo man laut sprechen muß, weil sonst die Worte im Gemuh untergehen. Alle am Tische hörten,

was sie sagte. Elfriede sagte: «Es is wer da!» Frau Marie-Louise fragte: «Wer kann das wohl sein?» Elfriede sagte: «A Kinderl is kommen.» Der Komponist stieß den Maler neben ihm in die Rippen und sagte: «Man hat ihr gar nichts angesehen!» Beide lachten geistvoll. Frau Marie-Louise sagte: «Wer ist gekommen, ein Kind?» Elfriede sagte: «A Buaberl mit ara Blumen. Soll i's außischmeißn?» Der Maler flüsterte zum Komponisten: «Leb wohl, mein Land Tirol!» Der Komponist lachte in sich hinein. Frau Marie-Louise fragte: «Was will das Kind?» Elfriede sagte: «I woaß net.» Frau Marie-Louise sagte: «Lassen Sie das Kind hereinkommen. Es soll selber sagen, was es will!» Elfriede verschwand und kam kurz darauf mit einem Kind herein, das eine Christrose in der Hand hielt.

«Was willst Du, mein Kind?» fragte Frau Marie-Louise. Das Kind schaute sich einen Augenblick lang um. Da waren fünf junge Männer, die alle gespannt zusahen, und Frau Marie-Louise, die noch immer den Gänseschenkel vor den fettnassen Lippen hielt. Das Kind sah auch ein paar Tannenzweige, die auf dem Tisch lagen, und ein paar Kerzen, die brannten. Die sah man aber kaum, weil der Deckenleuchter aus böhmischem Kristall eingeschaltet war. «Ich möchte Dir eine Blume schenken!» sagte das Kind. «Mir?» fragte Frau Marie-Louise. Der Dichter sagte: «Man sagt nicht Du zu Erwachsenen, die man nicht kennt!» Der Dichter wußte das besonders gut, denn man hatte ihm das vor ein paar Jahren auch immer sagen müssen. «Ich möchte Dir eine Blume schenken», wiederholte das Kind und sah Frau Marie-Louise an. «Wer bist Du denn?» fragte Frau Marie-Louise. Das Kind sagte: «Ich bin ein Kind.» Der Maler warf ein: «Gut, daß Du es selber sagst. Ich hätte Dich für einen Bernhardiner gehalten!» Alle am Tisch lachten.

«Willst Du meine Blume?» sagte das Kind zu Frau Marie-Louise. «Was willst Du denn für Deine Blume haben?» fragte Frau Marie-Louise. Das Kind sah sie erstaunt an und antwortete: «Nichts.» Der Dichter flüsterte zum Maler: «Eine ungemein raffinierte Art zu betteln, nicht wahr?» Von Betteln verstand er etwas. Frau Marie-Louise fragte: «Was willst Du sonst noch, Du Kind?» Das Kind sagte: «Ich will nichts. Ich will Dir nur etwas geben!» Frau Marie-Louise wandte sich zu Elfriede und sprach: «Führen Sie das Kind wieder hinaus, Elfriede, und geben Sie ihm einen Franken aus dem Wohltätigkeitskäßlein. Die Blume stellen Sie ein. Und dann servieren Sie bitte die nächste Gans!» Elfriede ging und schob das Kind vor sich her.

«Was war das für eine Blume?» fragte der Maler. Der Dichter sagte: «Eine Christrose.» Der Pianist am unteren Ende des Tisches, der bisher nichts gesagt und nur emsig gegessen hatte, sagte: «Helleborus niger.» Er hatte unter anderem Botanik studiert, bevor er den einträglicheren Beruf von Frau Marie-Louises Hofpianist ergriffen hatte. Drum kannte er noch den lateinischen Namen. Damit erregte er berechtigte Bewunderung. «Merkwürdig, wozu sich die Menschen herablassen, um zu Geld zu kommen!» sagte Frau Marie-Louise; «mitten in der Nacht schicken sie ihre Kinder betteln! Und welche wirkungsvollen Sprüche sie den Kindern eintrichtern! ‹Ich möchte Dir eine Blume schenken› – das ist schon einen Franken wert, nicht wahr?» Alle am Tisch nickten. Und dann brachte Elfriede die zweite Gans.



Um den heißen Eisenofen saßen drei Männer. Zwei rauchten Zigaretten, der dritte schenkte aus einem Aluminiumkessel dampfenden Tee in die drei Gläser. Durch das Fenster der Baracke zog es herein. Die drei Männer schwiegen. Ihre Gedanken waren irgendwo weit weg. Dann stand einer von ihnen auf und holte aus einem braunen Fiberkoffer eine primitive Flöte. Ein Stück Bambus mit einem Mundstück und ein paar hineingebrannten Löchern. Er setzte sie an die Lippen und spielte eine Melodie, seltsam verstimmt, mit Trillern und ganz unreinen Intervallen. Die anderen beiden tranken Tee und hörten zu.

Es klopfte an die Tür der Baracke. Der eine stand auf und öffnete. Ein Kind war draußen. Es fror. Bevor das Kind etwas sagen konnte, bedeutete ihm der Mann, es solle hereinkommen. «Kalt», sagte er und zeigte nach draußen. «Warm», sagte er und zeigte auf den Ofen.

Das Kind kam herein. In der Hand hielt es eine Christrose. «Ich möchte Dir eine Blume schenken», sagte das Kind zum Mann. «Blume?» fragte der Mann und nahm sie. Er holte ein Glas mit Wasser, stellte sie hinein und schaute sie an. Dann stellte er das Glas auf den Tisch. Die beiden anderen Männer sagten etwas in einer fremden Sprache. «Stuhl, dort», sagte der Mann. Das Kind setzte sich auf einen Stuhl nahe beim Ofen und wärmte sich. Einer der Männer gab ihm sein Glas mit heißem Tee. «Tschai», sagte er. «Tee», sagte der erste Mann. Das Kind trank. «Du Hunger?» fragte der erste Mann. Das Kind sagte: «Ja, ich habe Hunger.» Alle drei Männer standen auf und holten ihre Koffer unter den Betten hervor. Der eine brachte eine Tafel Schokolade, der andere ein Glas mit einer rosaroten Konfitüre, der dritte ein großes Stück Käse. Dann holte er noch ein Brot aus dem Schrank und Messer und Teller. Das stellte er vor das Kind auf den Tisch. «Danke», sagte das Kind und aß. Die drei Männer brachen sich Brot, aßen davon und freuten sich darüber, wie es dem Kind schmeckte.

Nach einiger Zeit sagte der erste Mann: «Du allein?» Das Kind sagte: «Ja, ich bin allein.» «Wo schlafen?» fragte der Mann. «Ich weiß nicht», sagte das Kind. «Du hier schlafen», sagte der Mann. «Hier schlafen!» sagten die beiden anderen Männer. «Aber da sind nur drei Betten!» sagte das Kind. Der erste Mann stand auf und zeigte auf den Boden. «Ich da», sagte er. Dann zeigte er auf ein Bett und sagte: «Du da.» «Du da!» sagten die beiden anderen Männer. Das Kind sagte «Danke» und aß weiter. Als es gegessen und getrunken hatte, schaute das Kind die drei Männer lange an und sagte: «Ihr seid gut zu mir. Ihr seid gute Menschen. Ihr seid richtige Christen!» Der zweite und der dritte Mann sagten: «Yok!» Der erste Mann sagte: «Nix Christen. Türken. Mohammedaner. Nix Christen.»

Da schaute das Kind in sein Teeglas und dachte darüber nach, wie das mit den Menschen in eintausendneunhundertneunundsechzig Jahren so geworden war . . .